

Erste Auflage 2021  
© der deutschsprachigen Ausgabe  
Pirmoni Verlag, Krefeld  
[www.pirmoni.de](http://www.pirmoni.de)

Alle Rechte vorbehalten,  
insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrages sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Monika Knaden, Krefeld  
Satz: Im Bambushain, Krefeld  
Umschlagfoto und -gestaltung: © Luzia Schupp-Maurer  
Druck: TOTEM Digitaldruck, Polen

ISBN 978-3-9817460-8-2 (Taschenbuch)  
ISBN 978-3-9817460-9-9 (E-Book)

Luzia Schupp-Maurer

# **Die Farbe von Jade**

**Pirmoni-Verlag**

*Wenn wir miteinander schliefen, hieltest du immer deine Augen geschlossen. Still lagst du da, als würdest du deinen Körper mir überlassen. Wenn ich dich ganz sanft streichelte, schlossen sich deine Augen noch fester und eine Träne liefglitzernd aus einem Augenwinkel. Ich spürte dich atmen. Meine Hände versuchten nicht, dir zu befehlen, von dir zu fordern, sondern dir zu folgen: den leichten Änderungen deines Atems und jeder Muskelfaser, die sich entspannte. Sie suchten sich einen Weg zu dir, durch deine Mauer, unter deine Haut, in deine Seele. Ob ich dich jemals wirklich fand, weiß ich nicht. Was auch immer dich in deiner Festung hielt, ich hoffte, du würdest es in meinen Armen für einen Moment vergessen können. Ich wünschte es mir so sehr, dass ich schließlich daran glaubte. Oder habe ich es mir doch nur eingeredet? Die Vorstellung, du hättest dir dein Leben hier durch deinen Körper erkaufte, legt sich wie eine eiserne Klaue um mein Herz. Ein Gedanke, den ich nicht ertrage und nicht zulassen will. Ich versuche, mich zu erinnern. Habe ich die Zeichen nicht gesehen? Manchmal wurde dein Körper weich und dein Atem tief. Dann hast nicht nur du geweint, sondern auch ich. Bitte, lass es nicht nur Lüge gewesen sein!*

*Wenn ich mit dir noch einmal sprechen könnte, hätte ich dir so vieles zu sagen – und doch nichts. Es gibt keine Worte. Ich weiß nicht mal, ob ich hoffen soll, dass du noch lebst oder ob es menschlicher wäre, dir den Tod zu wünschen. Ich weiß nur eines sicher: dass ich dir wünsche, endlich frei zu sein. Vor allem frei von Angst.*



### **Ein Dorf bei Ayu, nahe Kawkareik, Südost Birma, 1993**

»One, two, three, four, five, six, se-ven. Eight, nine, ten and then e-leven ...«, sang die Mutter und schabte dazu mit dem grauen Reibstein über die *Thanaka*-Rinde. Win San Youn lauschte dem rhythmischen Geräusch und wie es sich in die Gesänge des Regenwaldes einfügte: in das Zirpen und Summen der Insekten und die Melodien verborgener Vögel und Affen. Dieser tausendstimmige Chor füllte die tropische Nachmittagshitze aus, als würde er ihr einen lebendigen Körper

verleihen, atmend und bebend. Die Luft war schwer und dunstig von der Feuchtigkeit.

Win San Youn mochte es, vor der auf hohen Holzbohlen erbauten Hütte zu sitzen und ihrer Mutter beim *Thanaka*-Reiben zuzusehen. Das Holz verwandelte sich unter Mi Mis Händen nach und nach in eine hellgelbe Paste und verströmte einen angenehmen, leisen Duft.

»Mi Mi, wann darf ich endlich in die Schule?«

Die Mutter seufzte. »Du weißt doch, es gibt hier keine.«

»Aber Aung Ni ist doch mal in eine Schule gegangen!«

»Ja, ins Kloster. Das war als Papa noch lebte.«

San Youn schaute traurig zu Boden. Alles war anders, seit Papa fort war.

Mi Mi unterbrach ihre Arbeit, rückte näher zu San Youn und nahm sie in den Arm. »Ich weiß ja, dass es für euch schwer ist, Mi San Youn. Aber ich brauche euch doch hier, alleine schaffe ich die Arbeit nicht. Und der Weg zum Kloster ist auch viel zu weit und zu gefährlich. Ich will doch nicht, dass euch was passiert.« Sie nahm wieder die Reibschale und rieb die *Thanaka*-Rinde weiter.

Mi San Youn, ihre Mutter nannte sie oft so, *kleine San Youn*. San Youn beobachtete, wie Mi Mi mit der Hand etwas Wasser auf das zerriebene Holz tropfen ließ.

»Ich durfte auch nicht lange in eine Schule gehen«, sagte Mi Mi. »Glaub mir, ich würde euch gern zur Schule schicken. Aber es geht nicht. Ich kann nur versuchen, euch das beizubringen, was ich selber weiß.«

Mi Mi sah traurig aus. San Youn tat es leid, dass sie Mi Mi mit ihrer Frage traurig gemacht hatte. Sie schaute auf den Jadeelefanten, der stets an einem Lederband auf der Brust ihrer Mutter hing. Es war ein unbehauenes Stück roher Jade in der Form eines Elefanten, grau an den Abbruchkanten, mit einem durchschimmernden grünen Kern. Mi Mi war selbst noch ein Kind gewesen, als sie ihn in einer Edelsteinmine gefunden hatte. Es sei der zu Stein gewordene Geist der Großmutter, Mi Mis Mutter, hatte Mi Mi San Youn erzählt. San Youns Großmutter war erschlagen worden, als ihre Kinder zum

Arbeiten in die Minen verschleppt wurden. Lange war dann ihr Geist zornig und verwirrt umhergestreift und hatte nach seinen Kindern gesucht. In der Edelsteinmine hatte der Geist Mi Mi schließlich gefunden und war still und sanft geworden. Seitdem war der Elefant Mi Mis ständiger Begleiter.

Mi Mi mischte duftenden Sandelholzstaub in die *Thanaka*-Paste. »Hast du schon die Kuh gefüttert? Hast du ihr die Bananenstaude gegeben?«

San Youn nickte.

»Und was heißt Reis auf Englisch?«

San Youn schaute auf den Knoten des roten *Longyi*, den Wickelrock, den die Mutter um die Hüften trug, und überlegte. »Lice«, antwortete sie.

»Rice«, korrigierte die Mutter, »rice, rrrr ..., rice, das ist wichtig. Vielleicht kannst du bald einen Laden aufmachen und Reis verkaufen. Vielleicht verkaufst du ihn sogar ins Ausland. Weißt du, wie weit der Reis auf Reisen geht?« San Youn schüttelte verneinend den Kopf. Die Mutter machte eine ausladende Geste. »Um die ganze Welt. Bis nach Europa und Amerika. Alle essen Reis. Sogar die Engländer.«

San Youn fragte sich, wie wohl Europa aussah. »Mi Mi? Ist Europa weit weg?«

»Weiter als ein Vogel fliegen kann. Und die Menschen da haben alle gelbe Haare und sind so breit wie Elefanten.«

»Kann ich ihnen auch Elefanten verkaufen? Dann reisen die Elefanten auch um die ganze Welt.«

Die Mutter lachte. »Nein, ich glaube, Elefanten sind zu schwer und zu groß für Europa. Denn Europa ist zwar sehr reich, aber auch sehr klein, glaube ich.«

Win San Youn versuchte sich ein kleines Europa mit gelbhaarigen und unglaublich breiten Menschen vorzustellen, in dem es keinen Platz für Elefanten gab. »Kleiner als unser Dorf?«

»Nein. Es ist schon groß. Aber nur groß genug für Europäer. Viele Elefanten passen da auf jeden Fall nicht mehr rein. Aber Reis, weißt du, Reis füllt die Ritzen. Der passt überall rein.«

Als die Mutter mit der *Thanaka*-Paste ein kleines gelbes Muster auf San Youns Wangen, auf ihre Stirn und ihre für ein birmanisches Kind ungewöhnlich schmale Nase gemalt hatte, fragte San Youn: »Darf ich spielen gehen?«

»Wohin gehst du?«

»Ich reise um die Welt und gehe nach Europa!«

»Du bleibst in der Nähe, hörst du? In Rufweite! Keinen Schritt weiter!«

An Mi Mis plötzliche Strenge war San Youn gewöhnt. Dennoch erschrak sie über das harte Verbot immer wieder aufs Neue und über die Angst, die darin mitschwang, die Angst vor den Soldaten. Die Soldaten. Wegen den Soldaten durfte sie nicht um die Welt und nach Europa reisen, wegen den Soldaten durfte sie nicht frei spielen. Weil ein kleiner Soldat, ein Kind noch, den Vater so schwer verwundet hatte, dass ihm auch die starken Kräuter und die Geister nicht mehr helfen konnten. Es war noch nicht lange her, als die großen Soldaten den Bruder mitgenommen hatten und er jetzt irgendwo in den Bergen, in den Wäldern oder sonst wo, andere Väter totschießen musste. Jetzt hatten sie noch weniger zu essen und mussten noch mehr arbeiten. Doch selbst die Arbeit auf dem Reisfeld war gefährlich, wenn die Soldaten in der Nähe waren. Unter der hübschen gelbweißen Bemalung wurde San Youns Gesicht traurig und ernst. Mi Mi drückte ihr die leere Reibschale in die Hand. »Hilf mir lieber, den Reis zu trocknen und Fackeln zu machen. Und danach kochen wir.«

Während die Mutter sich auf dem kleinen Platz hinter der Hütte um die eingebrachte Ernte kümmerte, den Reis drosch, ausbreitete und wendete, machte San Youn die Fackeln, indem sie in dicken Schichten Kuhdung an Zweige klebte. Die *Thanaka*-Paste kühlte angenehm ihr Gesicht. Hinter ihr stand die graue Zebu-Kuh und kaute friedlich auf ein paar Blättern herum. San Youn mochte die Kuh, mochte ihren Geruch, ihren Höcker und ihr breites Maul. Wenn es kühler war, genoss sie es, sich an sie zu lehnen und ihre Kraft zu spüren. Heute war es dafür zu warm. San Youn hörte den Dreschflügel der Mutter hinter der Hütte und atmete die feuchte

Luft. Sie schaute in den Himmel. Kein Windhauch regte sich, um in den braunen, trockenen Nipapalmblättern des Daches auf der Hütte zu rascheln. Es war Ende Mai, bald würde der Regen anfangen.

Nachdem San Youn mit den Fackeln fertig war, rieb sie die Chilisototen für das Essen und kochte den Reis. Zum Essen kamen ihre beiden Schwestern vom Feld und ihr Bruder Aung Ni aus dem Wald: der, den die Soldaten nicht mitgenommen hatten. Ein leerer Topf kam aufs Feuer und Aung Ni warf seine Beute hinein, die Grillen, die er im Wald gefangen hatte. Er nahm sich zuerst von dem Reis mit Chili und den jetzt knusprig gebratenen Grillen. Danach aßen die beiden Schwestern San Kyi und Nu Kaung, weil sie alle älter waren und so hart arbeiten mussten. San Youn bekam die Reste. Die letzte Ernte war schlecht gewesen. Der Sturm hatte sie weitgehend zerstört. Nun musste man das Essen gut einteilen. Gierig stopfte sie sich mit der rechten Hand die kleine Portion in den Mund, während die Linke ordentlich auf ihrem Schoß lag. In Europa, so hatte sie gehört, aßen die Leute mit beiden Händen. Vielleicht war deren Hunger sehr groß und sie kauften deshalb vielleicht so viel Reis aus Asien, weil ihr eigener nicht reichte.

Jemand hatte San Youn erzählt, dass in Europa die Namen der Menschen keine Bedeutung hatten. Das war hier ganz anders. Ihr voller Name war Win San Youn und jede Silbe hatte eine Bedeutung. Wie es bei Kindern üblich war, stand das erste Wort ihres Namens für den Wochentag, an dem sie geboren wurde, *Win, Mittwoch*. *San* und *Youn* bedeuteten *besonders* und *Schutz*. Ihre Mutter hieß Mi Mi, *kleine Mutter*. Sie war wirklich nicht sehr groß, deshalb passte der Name auch so gut.

Als die Geschwister wieder aufbrachen, schaute die Mutter ihnen hinterher. Dann hockte sie sich vor San Youn nieder und betrachtete ihre mageren Ärmchen. »Du wirst auch bald auf dem Reisfeld helfen. Du bist schon sieben Jahre alt. Da wird es langsam Zeit zu arbeiten. Vielleicht gibt es dann auch wieder mehr Reis.« Sie schaute San Youn in die Augen. Ihr Gesicht war ernst und voller Sorge. »Versuche nie, niemals ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Und wenn du es doch

tun musst ...«, sie atmete durch, »dann schieß daneben. Egal für wen du schießt. Es könnte genauso gut dein Vater sein.« Sie nahm den Elefanten von ihrem Hals und hängte ihn San Youn um. »Du bist die Jüngste und Schwächste und bekommst am wenigsten Reis. Der soll dir helfen, auch groß und stark zu werden. Er wird dich beschützen.«

### **Bremen, Deutschland, 2005**

Der Tag war verregnet. Lea zog den Reißverschluss ihrer Dienstjacke ganz nach oben unters Kinn und schlug sich die Kapuze über ihr kurzes blondes Haar. Sie fror. Der Regen allein störte sie nicht, der Wind aber trieb die Kälte bis in die Knochen. Wenn Wind und Regen sich gemeinsam in ihrer gnadenlosen Beharrlichkeit zeigten, konnte davor keine Kleidung schützen. Außer vielleicht der warme Mantel der Verliebtheit. Diesen hatte sie allerdings an den Nagel gehängt. Und Sommer war es mal wieder nur auf dem Kalender.

Leas Einsatzgebiet war Oberneuland, ein schöner und reicher Stadtteil Bremens. Selber würde sie sich hier nie ein Haus leisten können. Als Postbotin bestand da wohl keine Aussicht. Es blieb also bei Luftschlössern. Dennoch trug sie hier gerne die Post aus, besonders in der Siedlung mit den kleinen Einfamilienhäuschen. Wenn Lea mit dem Postrad kam, stand in so manchem Wohnzimmer ein Hund am Fenster und zog mit seiner Nase einen nassen Streifen auf das Glas. Es waren meist die teuren Rassen, denen man hier begegnete, stets top frisiert und verwöhnt. In der unmittelbaren Umgebung waren Wiesen, Weiden und kleine Waldstücke. Bauernhöfe durchzogen die Landschaft. Lea liebte es, zwischen den offenen Kuhställen zu den Briefkästen zu gehen, den Geruch von Vieh und Heu einzuatmen und den ein oder anderen unfrisierten Hund zu begrüßen.

Lea mochte Hunde. Sandra, ihre Freundin, hatte einen Hund gehabt. Ihre Ex. An dieses Wort musste Lea sich erst gewöhnen. Sie war ja selbst schuld, schließlich hatte sie Sandra den Laufpass gegeben. Diese ständige Streiterei um nichts war sie einfach leid. Sandra hatte immer was zu meckern, musste über alles diskutieren. Lea hatte

sie für andere Dinge geliebt. Sandra hatte ein riesiges Herz für Tiere, was dazu führte, dass ihre sowie Leas Wohnung stets mit Fundtieren belegt waren, die in der Zeit, in denen sie arbeitsbedingt allein bleiben mussten, alles vollkackten, Möbel zerfraßen, Teppiche ruinierten und einen herzallerliebsten begrüßten, wenn Mensch heimkam. Sandra spielte Gitarre. Sie spielte gut und Lea liebte es, ihr zuzuhören. Doch Sandra fand kein Ensemble, das mit ihr spielen wollte oder konnte. Sandras Fassade war rau und aggressiv. Dabei war die erste Zeit mit ihr die wohl schönste Zeit in Leas Leben gewesen. Eine romantische Zeit. Lea vermisste Sandras sensible Hände, ihre Umarmungen. Sie vermisste die Hundespaziergänge und die Gitarrenmusik bei Kerzenschein. Was sie nicht vermisste, waren die täglichen Provokationen, das Vergraulen aller Freunde und die Statusgeilheit. Sandra war wie ein Vogel mit brennenden Schwingen. Sie musste flattern, um ihre Flügel zu kühlen, und wenn sie umherflatterte, verbrannte sie alles um sich herum.

Irgendwann hatte Lea sich überwunden und die Beziehung beendet. Sie sehnte sich nach einer reiferen Beziehung – oder einfach nur nach Ruhe. In Leas Wohnung brannte es nun nicht mehr, und endlich auch nicht mehr in ihrer Brust. Dort war Ruhe eingekehrt. Ganz langsam. Jetzt musste sie nur noch die Asche zusammenfegen, in Dünger verwandeln und neue Samen ausstreuen.

Die feuchte Kälte kroch Lea unter die Kleidung. Sie zog ihren Kopf tief zwischen die Schultern, als sie auf das letzte Wohnhaus der Siedlung zuzuging. Es stand ein wenig abseits an der Gabelung der Straße, die sich hier in kleinere Wege aufzweigte und an Gärten vorbei zu den Weiden und Bauernhöfen führte. Es war rundherum von hohen dunklen Hecken umwachsen, die einen noch höheren Zaun verbargen. Dieses Haus wirkte ein wenig einsam und so, als habe der Besitzer ein besonderes Schutzbedürfnis. Allerdings stand das große Tor immer offen und führte den Zaun ad absurdum. Normalerweise. In letzter Zeit war es jedoch immer geschlossen. Schneeweiß war dieses Haus und hatte ein dunkles Dach und dunkle Fensterrahmen. Vor den Fenstern hingen dichte, lange Gardinen, die das Haus

vor Einblicken schützten. Dabei war dank der Hecken gar nicht so viel von den Fenstern zu sehen. Das Haus passte irgendwie zu dem Namen seines Herrn, fand Lea: Starrenberg.

Seit einiger Zeit hatte sie fast jeden Tag den Eindruck, hinter den Gardinen eine Bewegung wahrzunehmen. Obwohl Starrenbergs Auto heute nicht da war, hatte sich hinter der Gardine eben wieder ein Schatten bewegt. Also klingelte sie, um ein Päckchen abzugeben. Nichts tat sich. Sie warf einen Brief ein, steckte die abonnierte Zeitung in die Zeitungsröhre unter dem Kasten und wandte sich zum Gehen.

Am nächsten Tag stand das Auto vom Starrenberg wieder in der Einfahrt. Als Lea die Zeitung in die Zeitungsröhre steckte, kam der Mann gerade aus dem Haus. Starrenberg war nicht sehr groß und etwas dicklich. Sein ehemals dunkles, jetzt graumeliertes Haar hatte sich verlegen zu einer Halbglätze zurückgezogen. Dafür versuchte ein schmaler Bartstreifen über Unterkiefer, Kinn und Oberlippe, kokett oder zumindest jung zu wirken, unterstützt von einer schmalen Brille. Er arbeitete bei der Polizei und angeblich war er unter seinen Kollegen sehr beliebt. Das wusste Lea unfreiwillig von einem Nachbarn, den sie mal unverhofft an der Tür getroffen hatte und der gerne zeigte, wie viel er wusste. »Der Starrenberg drückt gern mal das ein oder andere Auge zu bei Kollegen«, hatte er ihr im Verschwörtoren verraten, »und liest so 'ne ganz bestimmte erotische Literatur.« Während er dies sagte, hatte der Nachbar mehrmals hintereinander grinsend die Augenbrauen hochgezogen. Er fahre auch immer allein in Urlaub, was er da wohl so mache, ts ts ts. Was andere Leute im Urlaub machten, interessierte Lea nicht. Wahrscheinlich Urlaub. Das bot sich jedenfalls an. Ansonsten wirkte Starrenberg unscheinbar, ordentlich, und war nicht oft zu Hause, wenn die Post kam. Ein Typ, der anscheinend gern allein war und das auch zeigte.

Starrenberg begrüßte sie höflich, als er zum Tor kam, um es zu öffnen.

»Guten Tag«, sagte Lea, »sagen Sie, haben Sie neuerdings Mitbewohner?«

»Warum?«

»Nun, weil seit einigen Wochen ständig jemand hinter ihrer Gardine zu stehen scheint und mich beobachtet. Zumindest sieht es so aus.«

Starrenberg schaute sie ausdruckslos an.

»Ich meine, ich hab' mich nur gewundert.«

Starrenberg lachte schmallippig. »Ja, das glaube ich. Aber Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Ich habe eine Haushaltshilfe.«

»Ach so. Ja. Hab' mich nur gewundert, dass die Post nicht angenommen wird, wenn schon jemand da ist. Aber das geht mich ja nichts an.«

Herr Starrenberg nickte. »Jaja. Die Frau ist etwas ängstlich. Hat 'n paar unangenehme Erfahrungen gemacht.«

»Muss ja schon was Ernsteres gewesen sein.« Sie schaute zu den Fenstern hinüber.

»Seien Sie nicht so neugierig. Mehr kann ich ihnen eh nicht sagen.«

»Na klar.« Lea verabschiedete sich mit einem knappen Gruß.

Wenn sie nun vor dem Haus stand und die Post brachte, nickte sie freundlich zum Fenster hinüber. Tag für Tag stand die Frau hinter der Gardine. Seltsam kam Lea das Verhalten allerdings schon vor. Lea winkte, aber nur flüchtig. Sie vermutete, dass diese Frau entsetzlich einsam war, sonst würde sie sicher nicht jeden Tag hier am Fenster stehen und heimlich hinausspähen.

Irgendwann beschloss sie, der Frau eine kleine Freude zu machen. Immerhin beobachteten sie sich seit Wochen gegenseitig. Lea besorgte eine Postkarte mit Sonnenblumen. »Die Welt ist voller Schönheit. Ich hoffe, dass Sie die Sonne bald wiedersehen können. Lea, die Ihnen die Post bringt.« Vor dem Tor angekommen, schaute sie wieder nach dem Fenster, klapperte mit dem Briefkastendeckel. Kurz darauf bewegte sich die Gardine. Lea winkte mit der Karte. Warum hatte die Frau immer noch Angst vor ihr? Sie sollte sie doch inzwischen kennen. Lea zeigte auf sich, dann auf die Karte, dann auf das Fenster. Die Gardine wurde ein Stück zurückgeschoben und ein

halbes Gesicht lugte durch den Spalt. Es gehörte zu einer Frau mit rabenschwarzen Haaren, dunklen Augen und einem Blick, der Lea durch Mark und Bein ging. Lea konnte die Bedeutung dieses Blickes nicht einordnen. Es lag nicht nur Verwunderung darin, auch Traurigkeit, doch vor allem – grenzenlose Sehnsucht. Lea ließ unwillkürlich die Hand mit der Postkarte sinken. Dieser Blick war tief und intensiv. Erneut hob Lea die Karte, um sie nun endlich in den Briefkasten fallen zu lassen. Da erschien die Hand der Frau am Fenster. Sie machte eine abwehrende Geste, als würde sie ihr sagen wollen, dass sie dies auf keinen Fall tun sollte. Jetzt löste die Frau den durchdringenden Blick von Lea und schaute suchend an ihr vorbei. Warum durfte Lea die Karte nicht einwerfen? Das war sicher ein Missverständnis. Eine Postkarte konnte wohl niemanden umbringen. Lea warf die Karte ein. Hinter der Scheibe legte die Frau erschrocken die Hand auf ihren Mund. Lea musste sich zwingen, sich umzudrehen und wegzugehen, denn die Frau hielt ihren Blick fest. Als Lea sich noch einmal umdrehte, war da noch das halbe Gesicht hinter dem Glas, unergründlich, sorgenvoll und unglaublich schön.

Lea konnte die halbe Nacht nicht schlafen. Immer wieder kam ihr dieser Blick in den Sinn und jagte einen Schauer über ihren Rücken. Es hatte eine so tiefe Verzweiflung darin gelegen. Eine Botschaft, eine Frage? Sie wusste es nicht genau.

Die ganze nächste Woche lang bewegte sich nichts hinter dem Fenster. Trotzdem ließ sie sich am Tor Zeit, klapperte mit dem Briefkastendeckel, tauschte die Zeitung noch einmal aus. Nichts. Die zweite Woche wollte verstreichen, als Lea wieder Herrn Starrenberg begegnete. Er kam heraus geeilt und sprach sie mit erstaunlich fester, fast grober Stimme durch die Stäbe des Tores an. »Danke für die Karte. Meiner Haushälterin geht es jetzt besser. Sie hat sich Urlaub genommen.«

Lea hatte das Gefühl, sich fürchterlich lächerlich gemacht zu haben. Sie ärgerte sich über sich selbst. Jetzt schrieb sie schon Postkarten an Fremde, die mit ihr nichts zu tun haben wollten. Offensichtlich hatte sie dringend mal eine kalte Dusche nötig. Zu Hause

versuchte sie, sich mit einem Buch abzulenken. Nach mehr als einer Stunde gab sie es auf und versuchte es mit einem Film. Doch auch darauf konnte sie sich nicht konzentrieren. Immer wieder war da dieser Blick, den sie nicht vergessen konnte, der ihr nicht aus dem Sinn gehen wollte. Dieser Blick, der nicht von dieser Welt war. Und der diese Welt doch so viel besser zu kennen schien als sie selbst. Was hatte er ihr sagen wollen?

### **Bei Ayu, nahe Kawkareik, Südost Birma, Ende Mai 1996**

Als sie kamen, war San Youn zehn Jahre alt. Es war um die Mittagszeit. Sie arbeitete im Gehölz in der Nähe des Feldes, wo ihre Mutter gerade mit den Schwestern den Reis erntete, suchte nach Kleintieren, die sie später rösten würden. Ihr Bruder Aung Ni sammelte Holz, das geeignet war, um die Hütte auszubessern. Sie konnte ihn hören, er war ganz in der Nähe.

Sie kamen von der anderen Seite des Feldes. Waren einfach plötzlich da. San Youn hörte Schreie und Schüsse. Auch im Dorf fielen Schüsse. San Youn schlich sich ängstlich zum Waldrand vor, von wo aus sie einen Teil des Feldes überblicken konnte. Sie sah Soldaten, ein Knäuel aus Menschen in Uniformen. Plötzlich hörte sie Aung Ni schreien. Vom Waldrand aus rannte er auf das Feld. Dann die Stimme der Mutter. Sie kam aus der zusammengedrängten Masse der Soldaten, aus dem Menschenknäuel. »Lauf weg, lauf weg!« Aung Ni gehorchte nicht. Er lief auf das Feld, auf die Männer zu. Diese drehten sich zu ihm um und gaben den Blick frei auf einen Menschen, der auf dem Boden lag. Es war Mi Mi, sie lag dort und ein Soldat blieb auf ihr liegen, schaute aber hoch zu dem Jungen, der da übers Feld gelaufen kam. Die Soldaten lachten und schienen auf Aung Ni zu warten. Dann, als Aung Ni sie fast erreicht hatte, fielen Schüsse. Aung Ni stolperte, stürzte. Mi Mi schrie. Es war ein Schrei, wie San Youn ihn noch nie gehört hatte. Zwei Soldaten gingen zu Aung Ni und hoben ihn hoch. Er lebte noch. Sie hielten ihn neben der Mutter fest, während ein Soldat nach dem anderen sich auf Mi Mi stürzte.

San Youn konnte sich nicht bewegen. Sie wusste auch nicht, wohin sie sich bewegen sollte. Auf das Feld oder tief in den Wald, sich verstecken. Sie wusste, sie würde Mi Mi und Aung Ni nicht helfen können. Sie musste weg, vielleicht würden sie kommen, um nachzusehen, ob noch mehr Dorfbewohner im Wald waren. Sie würden sie finden und auch erschießen oder über sie herfallen. Oder sie mitnehmen und verkaufen. Es waren keine Gedanken, die ihr da durch den Kopf gingen, sondern Gewissheiten. Sie lief los. Tief, tiefer in den Wald, so schnell sie konnte. Sie kämpfte sich durch das Dickicht, stolperte, fiel, riss sich den Fuß auf, lief weiter. Ihre Schwestern ...? Egal, sie liefen hoffentlich auch in den Wald, waren vielleicht schon tiefer im Wald, schon früher losgelaufen. Sie lief, bis sie nicht mehr konnte, bis ihre Beine sie nicht mehr tragen konnten und ihre Lungen zu bersten drohten. Schwer nach Atem ringend kroch sie tief in ein Elefantengrasdickicht hinein. Versuchte, so wenige von den breiten Halmen wie nur möglich umzuknicken und rollte sich zusammen, hielt sich die Ohren zu, schloss die Augen und versuchte, nicht da zu sein. Sie wartete.

Nur an der Veränderung des Lichtes konnte San Youn abschätzen, wie viel Zeit verstrich. Sie wusste, das konnte täuschen, denn zwischen die Bäume und durch das dichte Elefantengras drang fast kein Licht. Auf ihrer Haut spürte sie das unnachgiebige Kribbeln und Beißen von Ameisen. Sie wagte nicht, sich zu bewegen, doch das Beißen wurde stärker. Immer wieder versuchte sie verzweifelt, sie abzuweichen, vorsichtig, um kein Geräusch zu machen, hielt sich dann wieder die Ohren zu. Erst als sich deutlich die Schatten verändert hatten, wagte sie es, ihre Hände von den Ohren zu nehmen. Ganz langsam wagte sie es schließlich, sich aus dem Dickicht zu erheben. Zaghaft begab sie sich auf den Heimweg, langsam, nach jedem Schritt ängstlich lauschend. Es dauerte lange, bis sie wieder den Waldrand und das Feld erreichte.

Mi Mi und Aung Ni lagen reglos auf dem Feld in der goldenen Abenddämmerung.